

**HEYNE <**

## Das Buch

Eines Tages entdeckt man im Westen Frankreichs eine riesige weiße Kugel. Niemand weiß, woher sie kommt oder was es mit diesem eigenartigen Phänomen auf sich hat. Dann verschwindet der dreijährige Léo beim Spielen spurlos. Seine Mutter Élodie ist verzweifelt, denn die weiße Kugel scheint ihren Sohn regelrecht verschluckt zu haben. Doch Léos Fall ist erst der Anfang – auf der ganzen Welt tauchen diese sogenannten »weißen Damen« auf, auf der ganzen Welt verschwinden Kinder. Alle Versuche, das Rätsel zu lösen und die Kinder von diesem geheimnisvollen Phänomen fernzuhalten, scheitern – die Kleinen werden geradezu magisch von den »weißen Damen« angezogen. Der französischen Regierung ist schnell klar, dass die Kugeln zerstört werden müssen, bevor alle Kinder in ihnen verschwinden. Doch so einfach sind die »weißen Damen« nicht zu besiegen, und schon bald versinkt das ganze Land im Chaos ...

## Der Autor

Pierre Bordage, 1955 im Département Vendée geboren, studierte Literaturwissenschaften in Nantes. Mit seinem ersten Science-Fiction-Roman *Krieger der Stille* landete er auf Anhieb einen riesigen Publikumserfolg. Das Buch wurde mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem renommierten Grand Prix de l'Imaginaire. Der Autor lebt mit seiner Familie in Boussay an der Atlantikküste.

Mehr über Pierre Bordage und seine Romane erfahren Sie auf:

**diezukunft.de** ▶

PIERRE  
BORDAGE

**DIE  
SPHÄREN**

ROMAN

Aus dem Französischen  
übersetzt von Carola Fischer

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der französischen Originalausgabe  
LES DAMES BLANCHES

*Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.*



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Deutsche Erstausgabe 10/2017

Redaktion: Elisabeth Bösl

Copyright © 2015 Librairie Atalante, Nantes

Copyright © 2017 der deutschsprachigen Ausgabe by

Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Zitatnachweis: Khalil Gibran: *Der Prophet*, DTV München, 2002

Umschlaggestaltung: DAS ILLUSTRAT, München,

unter Verwendung eines Motivs von Sergey Nivens/Shutterstock

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-453-31848-9

[www.diezukunft.de](http://www.diezukunft.de)

## LÉO

»Maman, was ist das?«

Léo stand auf einem Stuhl am Küchenfenster und zeigte mit dem Finger auf etwas Weißes, das gerade aus dem Morgennebel auftauchte. Élodie, noch nicht ganz wach, versteckte sich hinter ihren Haaren, die ihr vors Gesicht fielen, und rührte weiter in ihrem Kaffee, ohne auf die Frage ihres Sohnes einzugehen. Léo stellte jeden Tag unzählige Fragen, und sie hatte weder die Zeit, noch die Energie, sie alle zu beantworten.

»Komm da runter, bevor du dir noch wehtust.«

Léo stellte sich auf die Zehenspitzen und drückte sein Gesicht an die Fensterscheibe. Sein Atem ließ sie beschlagen.

»Sieht aus wie der Hut eines Knollenblätterpilzes, aber dafür ist es zu groß.«

Mit seinen drei Jahren und fünf Monaten redete Léo ununterbrochen und verfügte über einen außergewöhnlich großen Wortschatz, als ob er sich von Worten ernähren würde. Sein ohrenbetäubendes Geplapper ärgerte die Erwachsenen, die zu Besuch kamen, und reduzierte die Zahl seiner Freunde. Er hatte nur Baptiste, den sechsjährigen

autistischen Nachbarsjungen. Élodie hatte sich Sorgen gemacht, dass auch Léo am Asperger-Syndrom leiden könnte, aber die Untersuchungen beim Kinderpsychiater bestätigten nur eine »normale Frühreife«. Wahrscheinlich würde er eine spezielle Schule besuchen müssen.

Der Junge starrte seine Mutter solange an, bis sie den Blick hob und ihn auch ansah.

»Komm her, Maman, und sieh dir das an!«

Sein Befehlston klang alarmierend. Sie stieß einen tiefen Seufzer aus, dann stand sie auf und ging zu Léo ans Fenster.

»Hatte ich dir nicht gesagt, du sollst von dem Stuhl heruntersteigen? Was hast du denn jetzt schon wieder gesehen?«

Ihr Blick wanderte in die Richtung, in die Léo zeigte. Nun sah auch sie das weiße Ding, das aus dem dichten Nebel emporragte: eine perfekte Kugel, die sie sofort an den bedrohlichen Ballon aus der alten Fernsehserie *Nummer 6* denken ließ. Schauernd legte sie die Hand auf die Schulter ihres Sohns und zog ihn an sich.

»Was ist das, Maman?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Wollen wir uns das Ding aus der Nähe ansehen?«

»Ich bin nicht sicher, ob das eine gute Idee ist ...«

Léo riss sich von seiner Mutter los, sprang vom Stuhl und lief zur Tür, die einen Spalt offen stand, damit Pyjam, ein alter, streunender Kater mit schmutzigem Fell, in die Wohnung konnte.

»Komm zurück!«

Wie ein Wiesel schnellte Léo über die Steinterrasse, die den halben Garten einnahm. Hinter der kleinen Straße, die

an Lorbeerhecken entlangführte, erstreckten sich brachliegende Wiesen, umgeben von einem Metallzaun. Nur wenige Autos kamen hier vorbei, und doch fürchtete Élodie ständig, dass eines von ihnen ihren Sohn überfahren könnte. Seit sie allen Männern abgeschworen hatte, galt ihre gesamte Liebe und Aufmerksamkeit allein Léo. Sie war sechsunddreißig und in den Augen ihrer Freunde und Ex-Liebhaber eine hübsche Frau, die auf ihre Figur und auf ein gepflegtes Äußeres achtete, sich aber hinter den Enttäuschungen, die sie erlebt hatte, versteckte.

»Léo, komm zurück!«

Sie zog den Gürtel ihres Morgenmantels fest, schlüpfte aus den Hausschuhen und rannte ihm hinterher, stolperte aber über die Türschwelle und fiel der Länge nach auf die Steine.

»Ich blöde Kuh!«

Sie ignorierte den Schmerz im rechten Fuß und im linken Knie, stand auf und folgte humpelnd Léos Spuren. Sie sah ihren Sohn durch das offene Gartentor rennen, das auf die Straße hinausging. Das Brummen eines Motors ließ ihre Angst blitzschnell ansteigen.

»Komm sofort hierher!«

Sie beschleunigte das Tempo und lief kurz nach ihrem Sohn durch das Gartentor. Auf der anderen Straßenseite zwängte sich Léo zwischen zwei Zaunpfosten hindurch. Ein weißes Auto raste die Hecke entlang und verschwand nur dreißig Meter weiter in einer Rechtskurve.

»Hast du gehört, was ich gesagt habe?«

Léo stapfte mit großen Schritten durch das feuchte Gras, genau auf die weiße Kugel zu. Élodie hatte den Eindruck,

dass die Kugel auf einmal größer geworden war, als wäre sie von einem riesigen Gebläse im Inneren aufgebläht worden. Das Gefühl einer unmittelbar drohenden Gefahr wurde immer stärker. Sie überquerte die Straße. Ihre nackten Füße berührten den schlammigen Boden der Böschung. Sie verhedderte sich im Zaun. Sobald sie auf die Weide gelangt war, musste sie den Morgenmantel, unter dem sie vollkommen nackt war, wieder richtig schließen. Sie zitterte vor Kälte, Wut und Angst. Der Schmerz ihres aufgeschlagenen Knies fuhr ihr durch das ganze Bein.

»Komm sofort zurück, oder ich werde wirklich böse!«

Mit Léo schimpfen? Dazu war sie gar nicht fähig. Ein Blick von ihm, ein Lächeln, eine Grimasse genügte, und sie gab sich geschlagen. Der Kinderpsychiater hatte ihr empfohlen, entschieden und unerschütterlich ruhig im Umgang mit dem Kind zu sein, aber jedes Mal, wenn er sich weigerte, eine ihrer Anweisungen zu befolgen, hatte sie so starke Schuldgefühle, dass sie den Launen ihres Sohnes nachgab. Sie tat dann jedes Mal so, als würde sie den verärgerten Gesichtsausdruck und die zusammengekniffenen Lippen ihrer Freundinnen, die sehr genaue Vorstellungen von Erziehung hatten, nicht bemerken.

Léo war der weißen Kugel jetzt gefährlich nahe gekommen und verschwand einen Moment lang hinter Büschen und Felsen. Élodie unterdrückte das wachsende Gefühl der Angst gerade noch rechtzeitig, bevor es sich in Panik verwandelte. Die Morgenkälte schnitt ihr in die Fußsohlen, kroch ihre Schenkel hinauf und ließ ihren Unterleib gefühllos und steif werden. Sie würde zu spät ins Büro kommen. Sie musste noch duschen und sich anziehen, Léo an-

ziehen, ihn mit dem Auto zur Tagesmutter bringen, sich dann in den dichten Verkehr der Umgehungsstraße einordnen, einen Platz auf dem Firmenparkplatz finden – sie würde nach 8 Uhr 30, dem lebensentscheidenden Zeitpunkt, eintreffen und müsste dem Abteilungsleiter, einem Typ mit Glatze, feuchten Händen und fiesem Blick, eine beschämende Erklärung liefern.

Verdammter Mist.

»Léo!«

Sie holte auf. Er drehte sich nicht um, lief weiter geradewegs auf sein Ziel zu. Die Kugel wurde immer größer, als würde sie sich ausdehnen, um dem Kind entgegenzukommen. Sie sah wie ein riesengroßer Luftballon aus. Die Oberfläche wies keine Unebenheit, keinen einzigen Riss auf. Die Kugel wich den Felsen und anderen Erhebungen, die vor ihr auftauchten, nicht aus; sie nahm sie schlicht und einfach in sich auf, als wären sie vollkommen gegenstandslos. Eine Baumgruppe mit rotbraunen Blättern verschwand aus Élodies Blickfeld.

Jetzt trennten sie nur noch zehn Meter von Léo. Sie streckte die Hand aus, um ihn am Arm zu packen. Ihre Angst verwandelte sich in Wut. Eine Riesenwut. Ein unbändige Lust ihn zu schlagen ergriff sie. Gerade als sie nach ihm greifen wollte, blieb ihr Fuß in einer Kuhle stecken. Sie verlor das Gleichgewicht und rollte über den nassen Boden. Im Fallen öffnete sich ihr Morgenmantel. Das feuchte, kalte Gras schlug ihr gegen den Bauch, den Hintern und den Rücken. Vor Zorn schrie sie laut auf. Das Gefühl, das sich etwas in ihrer unmittelbaren Nähe befand, brachte sie schnell wieder auf die Beine und sie schloss ihren Morgenmantel wieder.

Als sie die gewölbte Außenwand der Kugel, die schon an die zwanzig Meter hoch war, ganz nah bei sich bemerkte, musste sie vor Entsetzen heftig schlucken.

»Léo?«

Sie suchte die Umgebung mit den Augen ab.

Keine Spur von ihrem Sohn.

Sie ging einige Schritte zurück, um die Umgebung besser überblicken zu können. Sie konnte ihn nirgends entdecken, weder im hohen Gras, noch zwischen den großen, runden, moosbedeckten Felsen. Sie unterdrückte einen ersten Panikanfall. Zweifellos war Léo auf die andere Seite der Kugel gelaufen. Sie beschloss, um das Ding herumzugehen, ohne sich ihm zu nähern. Die weiße Kugel auf der Weide strahlte etwas Unheilvolles aus, wie ein von Titanen zurückgelassener Ballon.

Das Herz blieb ihr beinahe stehen, als Élodie erkannte, dass ihr Sohn auch nicht auf der anderen Seite der Kugel war.

»Komm raus, mein Kleiner, ich sterbe fast vor Angst. Bitte ...«

Tränen traten ihr in die Augen. Obwohl der Gedanke, der unvorstellbare Gedanke angesichts der Macht der Realität immer mehr zur Gewissheit wurde, suchte sie weiter die Wiese ab. Die eisige, feuchte Kälte an diesem Novembormorgen kümmerte sie nicht mehr, sie zog immer weitere Kreise und schrie Léos Namen. Als sie sich schweren Herzens eingestand, dass ihr Mutterinstinkt sie nicht getäuscht hatte, kehrte sie zu der Kugel zurück: Dieses schreckliche Ding hatte, ebenso wie Felsen und Bäume, ihren Sohn verschlungen. Ihr blieb nichts anderes übrig, als sich zu Léo auf die andere Seite der weißen, glatten Wand zu begeben.

Élodie näherte sich der Kugel und wartete darauf, dass sie sich dehnte, um auch sie in sich aufzunehmen.

»Gib mir meinen Sohn zurück!«

Der Schrei kam mit der gewaltigen Kraft eines Geysirs aus ihrer Kehle. Die Kugel bewegte sich so wenig wie eine satte Schlange. Élodie überwand ihre Angst und legte beide Hände auf die Außenwand. Sie war überrascht, wie weich sie war. Schließlich drückte sie auch ihre Stirn an die glatte Fläche. Sie weinte jetzt stärker als zuvor, aber immer noch lautlos.

»Gib mir meinen Sohn zurück ...«

Sie warf sich mit der Schulter gegen die Kugel, die etwas nachgab, wie eine Luftmatratze. Dann hieb sie mit den Fäusten auf die glatte Fläche ein, ohne das weiche Material auch nur im Geringsten zu beschädigen. Sie wollte das Ding wie einen Ballon zum Platzen bringen. Sie zögerte. Bis sie die Forke mit den vier Zinken geholt hatte, die sie zum Graben im Garten benutzte, wäre die Kugel vielleicht schon verschwunden. Sie bedauerte, dass sie nach dem Aufstehen nicht gleich ihr Smartphone in die Tasche des Morgenmantels gesteckt hatte. Eine ganze Weile blieb sie unentschlossen stehen, sie zitterte vor Kummer und Sorge, vor Schreck und Kälte. Dann erblickte sie im Gras einen dicken, toten Ast, knorrig und mit spitzen Zweigen. Sie hob ihn auf, holte weit aus und stach mit aller Kraft auf die runde Hülle ein. Ein stechender Schmerz durchfuhr ihren Arm und ihre Schulter, als ob sich die ganze Kraft ihres Schlags gegen sie gewandt hätte. Sie entdeckte keinen einzigen Riss, nicht einmal einen Abdruck auf der weichen Oberfläche.

»Léo! Léo! Hörst du mich?«

Keine Antwort. Noch einmal suchte sie die Umgebung mit den Augen ab, in der Hoffnung, irgendwo ihren Sohn zu entdecken. Nichts bewegte sich, bis auf die Zweige und Grasstängel, die der kalte Nordwind niederdrückte. Ihr blieb keine andere Wahl, als nach Hause zu gehen und die Polizei zu rufen.

Sie starrte die Kugel herausfordernd an.

»Wenn du meinen Sohn verschlungen hast, wieso verschlingst du dann nicht auch mich?«

Als Antwort bekam sie nur Krähengeschrei.

Der Capitaine der Gendarmerie betrachtete die weiße Kugel mit demselben vorwurfsvollen Blick, mit dem er auch einen Betrunkenen am Steuer ansah. Das Ding war eine Störung der Ordnung und Harmonie, die eigentlich in der idyllischen Landschaft von Deux-Sèvres herrschen sollten. Die kleine Gruppe aus drei Männern und einer Frau hatte sich im Abstand von ungefähr zehn Metern zu dem Ding aufgestellt, das sie nachdrücklich als »das Phänomen« bezeichneten.

»Sie können also bestätigen, dass diese ... Kugel Ihren Sohn verschluckt hat?«

Die ratlose Miene des Gendarmen machte Élodie wütend.

»Haben Sie gesehen, wie es passiert ist?«, fragte der Beamte weiter.

Durch die Kopfbewegung der jungen Frau lösten sich die Tränen von ihren Wimpern und fielen ihr auf die Wangen. Sie trug einen dicken Wollpullover, den sie über ein T-Shirt gezogen hatte, und eine lange Hose, aber das genügte nicht. Ihr wurde immer noch nicht wieder warm.

»In dem Moment, wo er verschwunden ist, bin ich hingefallen. Aber vorher habe ich gesehen, wie das Ding Büsche und Felsen verschlungen hat.«

»Und warum hat es dann nicht auch Sie verschluckt?«

Élodie entfuhr ein tiefer Seufzer. Sie war offenbar an den engstirnigsten Beamten der gesamten Region geraten.

»Woher soll ich das denn wissen? Worauf warten Sie eigentlich noch? Warum befreien Sie Léo nicht gleich?«

Der Mann schüttelte den Kopf.

»Also ... wir wissen ja nicht genau, was in dem Ding drin ist. Vielleicht ist das eine neuartige Waffe. Es ist auch möglich, dass die Kugel Giftgas enthält, oder irgendein anderes gefährliches Zeug. Wir müssen Vorsichtsmaßnahmen treffen. Ich muss den Präfekten davon in Kenntnis setzen.«

»Aber wir verlieren kostbare Zeit«, stieß Élodie aus.  
»Mein Sohn ist da drin! Jede Sekunde zählt!«

»Da hat sie nicht unrecht«, schaltete sich die Gendarmin ein.

»Ich habe Sie nicht nach Ihrer Meinung gefragt, Kagalri«, erwiderte der Capitaine. »Die Entscheidungen hier treffe immer noch ich.«

Er holte sein Handy aus der Jackentasche und entfernte sich beinahe im Stehschritt. Die Gendarmin – braune Haare, dunkler Teint, bernsteinfarbene Augen – kam auf Élodie zu.

»Tut mir leid. Mein Chef ist ein Angsthase. Er ergreift nie die Initiative, sondern sichert sich immer vorher bei seinen Vorgesetzten ab.«

Élodie nickte. Wieder liefen ihr Tränen über die Wangen.

»Ich habe mit einem spitzen Ast auf diesen Ballon einge-

stochen«, murmelte sie. »Einfach unmöglich, die Haut aufzureißen.«

Die Gendarmin biss sich auf die Unterlippe und betrachtete die Kugel einen Moment lang. Ihre rechte Hand ruhte auf dem Griff ihrer halb gezogenen Pistole.

»Es gibt bestimmt eine Möglichkeit, diesen komischen Riesenchampignon in Fetzen zu reißen.«

Élodie nahm ihren letzten Rest Willenskraft zusammen und stammelte: »Léo hat auch von einem Pilz gesprochen, als er das Ding gesehen hat.«

Heftige Windböen trieben eine dunkle Wolkendecke über den Himmel. Die Luft wurde feuchter.

»Wie alt ist Ihr Sohn?«

»Drei Jahre und fünf Monate.«

»Hatte er keine Angst vor dem Phänomen?«

Élodie schloss die Augen und hoffte, sie würde zurück in ihrem Zimmer sein, wenn sie sie wieder aufschlug, und feststellen, dass diese ganze Situation nur ein böser Traum gewesen war.

»Er hatte nicht nur keine Angst vor dem Ding, sondern er ist direkt darauf zu gelaufen«, antwortete sie schließlich.

»Ist das normal für ihn?«

»Er ist mir noch nie so entwischt wie heute. Er schien wie davon angezogen, wie besessen zu sein.«

Der Capitaine kam zu den zwei Frauen zurück, das Handy hielt er noch in der Hand.

»Der Präfekt hat den Innenminister verständigt, der sich mit dem Verteidigungsministerium abgesprochen hat. Die Nationalgendarmerie schickt uns eine Eingreiftruppe. Sie startet in einer halben Stunde von Villacoublay.«

»Ich bin nicht sicher, ob das eine gute Idee ist«, wandte die Gendarmin ein. »Sie werden das Phänomen schlicht und einfach mit Kugeln durchsieben.«

»Noch einmal, Kagalri: Niemand hat Sie um Ihre Meinung gebeten. Die Truppe weiß, was sie zu tun hat.«

Die Augen der Gendarmin zuckten umher wie Vögel in einem Käfig, um sich nicht auf Élodie richten zu müssen.

»Dann hoffe ich, dass die Truppe wenigstens versucht, den Jungen zu befreien, bevor sie hier Sprengmeister spielt.«

## LUCHO

Die Kugel dehnte sich aus, gewann plötzlich fünf oder sechs Meter an Durchmesser, und zwang die im Kreis um sie stehenden Soldaten zurückzuweichen.

»Was ist das denn für ein Chaos hier?«, knurrte Colonel Marchand.

»Ich habe so etwas jedenfalls noch nie gesehen«, warf Lucho Herrero ein, Sprengmeister und Mitglied des Minenräumkommandos, der schon unzählige Bomben und Minen aller Bauarten in Afrika und dem Mittleren Osten entschärft hatte.

Er war noch sehr jung, gerade mal dreißig, und galt doch schon als einer der erfahrensten Spezialisten der französischen Armee. Seinen Vorgesetzten, die ihn einen Hitzkopf, ja sogar eine Gefahr für die Öffentlichkeit nannten, entgegnete Lieutenant Lucho Herrero, dass das Risiko zu seinem Beruf gehöre und dass man keine Erfolge erziele, wenn man sich stets an die Vorschriften halte.

Kaum war er auf der Weide angekommen, hatte er sich der Kugel in seiner lässigen, leicht provokanten Art genähert. Sein Vorgesetzter hatte ihn anbrüllen müssen, damit er kehrtmachte und den Sicherheitsabstand von zwanzig

Metern einhielt. Die junge, in Tränen aufgelöste Mutter, die ihm schluchzend von dem Verschwinden ihres Sohnes berichtet hatte, gefiel ihm. Wie lange hatte er schon keine Frau mehr in den Armen gehalten? Seine bisherigen Freundinnen hatten ihn nach wenigen Tagen, manchmal Wochen, wieder verlassen. Seine Narben und der Geruch nach Schwefel raubten ihnen den Nerv.

Die junge Mutter – anscheinend hieß sie Élodie – hatte den Colonel angefleht, ihren Sohn aus dem Bauch dieses Dings zu holen.

Marchand hatte nur die Augen verdreht.

»Wie soll Ihr Sohn ins Innere dieser Kugel gelangt sein, deren Oberfläche Sie, wie Sie selbst gesagt haben, nicht mit einem Ast durchbohren konnten?«

Sie hatte hilflos gewirkt, niedergeschlagen, als würde sie sich eingestehen, dass niemand mehr ihren Sohn retten konnte.

Lucho hatte dem Colonel vorgeschlagen, Pfeile in den oberen Teil der Kugel zu schießen.

»Das ist eine Möglichkeit, die Festigkeit zu prüfen. Und sollte die Kugel Giftgas oder eine andere schädliche Substanz enthalten, würde die nach oben hin austreten. So müssen wir keine Schutzanzüge und Masken tragen.«

Zum Sonderkommando gehörten auch zwei Bogenschützen, denen bei schwierigen Operationen die Aufgabe zufiel, die wichtigsten Ziele lautlos unschädlich zu machen. Auf ein Zeichen des Lieutenant hin nahmen sie ihre Positionen ein und schossen die ersten Pfeile ab. Die Geschosse prallten von der weißen Hülle ab und fielen jämmerliche drei oder vier Meter vor den Soldaten ins Gras. Die Bogenschüt-

zen versuchten es noch einmal mit anderen Pfeilen, deren Spitzen auch hartes Material wie Holz oder Blech durchbohren konnten. Das Ergebnis war das Gleiche: Die Geschosse prallten von der runden Oberfläche ab und landeten im Gras.

Lucho schlug vor, es mit Feuerwaffen zu probieren. Colonel Marchand bestimmte drei Soldaten, die sofort ihre Sturmgewehre anlegten.

»Aber mein Sohn ist da drin!«, rief die junge Mutter.

»Sie werden auf den oberen Teil zielen«, erwiderte der Colonel. »Ihr Sohn wird ja schließlich keine dreißig Meter groß sein, oder?«

Er senkte den Arm. Die Salven der Sturmgewehre über-töntten das Krähengeschrei. Die Kugeln hatten nicht die geringste Wirkung auf die weiße Sphäre. Nichts bröckelte ab, nichts strömte aus – es war, als ob sie die Oberfläche gar nicht berührt hätten. Schweigen breitete sich wieder aus, einzig durchbrochen vom Heulen des Windes.

»Mit Verlaub, *mon colonel*, wir haben hier ein Scheißproblem«, murmelte Lucho.

Erneut veränderte sich die weiße Form. Sie wurde mehrere Meter länger und glich jetzt nicht mehr einer perfekten Kugel, sondern eher einem Riesenkürbis.

»Jedenfalls sieht das Ding aus, als wäre es lebendig«, fügte der Sprengmeister hinzu.

In seinem ganzen Berufsleben war er noch nie so aufgeregt gewesen, nicht einmal als er im Irak durch gefährliche Stadtviertel gelaufen war, wo in jedem Stein, jedem Spalt, jedem Auto, an jedem Hund, jedem Passanten eine Bombe versteckt sein konnte. Das Adrenalin schoss wie ein rei-

ßender Gebirgsbach durch seine Adern. Die geheimnisvolle Kugel ähnelte keiner konventionellen Waffe, auch keiner unkonventionellen. Die Atomrakete, die die Terrorgruppe Boko Haram abgeschossen hatte, war nach dem Aufschlagen in einer staubigen Gasse von Bamako zwar nicht explodiert, hatte sich Lucho aber unauslöschlich ins Gedächtnis gebrannt. Obwohl die Kugel aufgrund ihrer runden Form etwas Beruhigendes, ja Einnehmendes an sich hatte, schien sie doch unendlich viel bedrohlicher als die Rakete zu sein, einfach weil sie unzerstörbar schien. Die Kugel forderte die menschliche Intelligenz heraus. Er hätte alles dafür gegeben, um zu erfahren, was sich in ihrem Inneren befand und was mit dem Jungen geschehen war. Er hätte gern herausgefunden, ob die Kugel einer fünfhundert Gramm schweren Ladung Plastiksprengstoff oder einer vierhundertvierundfünfzig Gramm schweren TNT-Granate widerstehen konnte. Liebend gern hätte er die Kugel mit einer ordentlichen Dosis Pentrit aufgesprengt, so wie bei den Panzertüren der Bunker, in denen sich die von der NATO fallen gelassenen Diktatoren verschanzt hatten. Er zwang sich, vernünftig zu bleiben. Solange der Junge noch in der Kugel gefangen war – wie war er nur dort hineingekommen? –, würde er keine Erlaubnis bekommen, irgendeinen Sprengsatz zu zünden.

»Vielleicht ist es eine mutierte Pflanze?«

Marchands ratlose Miene zeigte, dass er seine eigene Vermutung für unwahrscheinlich hielt. Seit die Soldaten gekommen waren, hielten sich die Gendarmen im Hintergrund und begnügten sich damit, die junge Mutter zu umringen. Am Straßenrand hatten einige Autos angehalten. Die Hubschrauber in der Luft und das laute Hin und Her

in dieser sonst so friedlichen Gegend hatten die Menschen neugierig gemacht. Nun standen sie in einer Reihe hinter dem Zaun und beobachteten schweigend das Geschehen.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Lucho.

Unzählige Male hatte Colonel Marchand einen kühlen Kopf bewahrt und kühn agiert, um seine Männer aus einer verzweifelten Situation in einem Kampfgebiet zu befreien, aber jetzt blieb er still, als wäre er unfähig, irgendeine Initiative zu ergreifen. Tiefe Falten zeichneten sich auf seinem schon zerklüfteten Gesicht ab.

»Wir lassen Botaniker kommen, vielleicht sogar ein paar Exobiologen«, antwortete er schließlich.

»Negativ, *mon colonel*«, wandte Lucho ein. »Das würde zu lange dauern. Da drinnen befindet sich ein Kind.« Er biss sich auf die Lippe, bevor er flüsternd hinzufügte: »Was sind Exobiologen?«

Er hatte schon immer Komplexe wegen seiner mangelhaften Bildung und seines begrenzten Wortschatzes gehabt. Inzwischen machte er sich bittere Vorwürfe, dass er nicht auf seine Eltern gehört hatte, die ihn immer wieder ermahnt hatten, in der Schule gut mitzuarbeiten. Die Welt gehört denen, die lernen, dröhnte sein Vater stets, der seine Heimat Chile wegen dunkler Familiengeschichten hatte verlassen und ins Exil gehen müssen. Lucho hatte sich geweigert, in die Rolle des braven, fleißigen Schülers zu schlüpfen, obwohl ihm die naturwissenschaftlichen Fächer leicht gefallen waren. In der Schule hatte er zu denen, die ein gutes Zeugnis als Niederlage empfanden, gehört.

»Das Studium anderer Lebewesen im Universum.«

Lucho suchte in dem Gesicht seines Vorgesetzten nach

Anzeichen, dass der Colonel sich über ihn lustig machte, dann blickte er sich um. Er wollte sichergehen, dass niemand außer ihm die letzten Worte gehört hatte.

»Wollen Sie damit sagen ... Außerirdische? Glauben Sie, dass dieses Ding von einem anderen Planeten stammt?«

Marchand zuckte mit den Schultern.

»Wir sollten keine Hypothese außer Acht lassen.«

Lucho sah die weiße Kugel fasziniert an. Die Vermutung des Colonel erinnerte ihn plötzlich wieder an die Science-Fiction-Filme, die er als Jugendlicher in Endlosschleife auf seinem alten Computer geschaut hatte. Damals war er vollkommen in diese Geschichten eingetaucht und hatte sich ausgemalt, eine der Figuren zu sein, die gegen unbekannte Lebensformen kämpfte.

»Vielleicht ist es eine Art Riesenei, das das Monster in seinem Inneren noch nicht freigegeben hat ...«

Er hatte diesen Gedanken eigentlich nicht laut aussprechen wollen, deshalb war er sehr überrascht, als sein Colonel antwortete:

»Das ist eine Möglichkeit.«

»Das ändert nichts an unserem Problem. Was machen wir mit dem Jungen?«

Marchand warf einen Blick auf die Mutter, die von der Gendarmin gestützt wurde, bevor er leise antwortete:

»Ich bin nicht sicher, ob er da drin ist.«

»Aber es könnte sein. Wenn nicht ...«

Sein Vorgesetzter machte eine einladende Handbewegung, und Lucho fuhr fort:

»Bumm! Eine ordentliche Dosis, und die Eierschale würde schon aufbrechen.«

Colonel Marchand dachte über den Vorschlag des Sprengmeisters nach.

»Wie weit, denken Sie, müsste der Sicherheitsabstand sein?«

»Zweihundert Meter. Wir haben alles dabei, was wir brauchen. Sobald die Schaulustigen aus dem Weg sind, kümmer ich mich um die Sprengvorrichtung. Dann werden wir sehen, was sich im Bauch dieses Dings versteckt.«

»Und wenn dort wirklich der Junge drin ist?«

»Wir können das Ding weder mit Pfeilen noch mit Gewehr kugeln öffnen. Wenn wir nicht eine ordentliche Ladung anbringen, wird der Junge da drin gefangen bleiben. Dann hat er erst recht keine Chance, sich zu befreien.«

Colonel Marchand nahm sein Béret ab, strich mit der Hand die grauen Haare glatt und hob den Kopf, den Blick auf die weiße Kugel geheftet. Er sah aus, als würde er in seinem Kampfanzug verschwinden. Lucho kannte ihn nur so, in Kleidung, die ihm etwas zu groß war.

»Wird es Ihnen gelingen, die Explosion unter Kontrolle zu halten?«

»Ich mache keine kontrollierten Sprengungen.«

»Aber Sie könnten doch nur einen Teil der Hülle zu sprengen versuchen?«

»Das ist möglich. Hängt von der Sprengkraft ab. Eine Detonation. Keine Verpuffung, kein brutaler Anstieg von Druck oder Temperatur. Der Junge darf sich aber auf keinen Fall genau dahinter befinden. Die Schockwelle wäre tödlich.«

Der Colonel überlegte kurz.

»Ich lege die Entscheidung in die Hände der Mutter«, sag-

te er schließlich, bevor er zu der kleinen Gruppe Gendarmen ging.

Lucho Herrero, Colonel Marchand und zwei weitere Soldaten waren jetzt allein auf der Weide. Das Gelände war evakuiert worden, nachdem die Mutter des verschwundenen Kindes der Sprengung der weißen Kugel zugestimmt hatte. Der Tag ging zu Ende. Sie mussten sich beeilen. Die Verhandlungen mit der Mutter hatten zwei Stunden gedauert. Zunächst hatte sie den Vorschlag vehement abgelehnt, dann, als sie begriff, dass es keine andere Möglichkeit gab, das Gefängnis ihres Sohnes aufzubrechen, hatte sie nervös blinzeln eingewilligt und war schließlich in Tränen ausgebrochen. Der Colonel hatte versucht, die Mutter zu beruhigen und ihr versichert, dass seine Männer sich bemühen würden, mithilfe eines Wärmedetektors herauszufinden, wo sich das Kind befand, bevor sie die Sprengladung positionierten. Den Vorschlag des Capitaine der Gendarmrie, doch erst einmal den Präfekten um Rat zu fragen, bevor man eine so wichtige Entscheidung traf, hatte Marchand mit einer ungeduldigen Handbewegung abgelehnt.

»Während einer Militäroperation sind wir ermächtigt, ohne Rücksprache die Initiative zu ergreifen, und wir haben schon zu viel Zeit verloren. Seien Sie unbesorgt. Ich übernehme die volle Verantwortung.«

Auch der Eigentümer der Weide, ein Mann aus Nantes, der seine Ländereien gelegentlich an die Bauern der Gegend vermietete, war benachrichtigt worden und hatte keinen Einspruch erhoben.

Lucho wählte einen vierhundert Gramm schweren Blei-

azid-Sprengsatz, den er mithilfe einer Zündkapsel, die in einer Vertiefung im Boden positioniert war, zündete. Der Wärmedetektor hatte im Inneren der Kugel keine Wärmequelle feststellen können, was Lucho in seiner Annahme bestätigte, dass der Junge sich irgendwo anders versteckt hatte. Er brachte den Sprengsatz auf Geratewohl ganz nah an der Kugel an, dann rollte er an die fünfzig Meter Zündschnur ab, verkroch sich hinter einem Felsen und überprüfte, ob die anderen drei sich außer Reichweite befanden, bevor er auf den Auslöseknopf drückte. Der Sprengstoff explodierte eine halbe Sekunde später. Nach und nach verhallte das Echo der Detonation, und es wurde still.

Lucho wartete nicht so lange, wie es eigentlich Vorschrift war, bis er aufstand, um das Ergebnis zu begutachten. Der Wind blies die letzten Rauchschwaden in alle Richtungen. Er fluchte laut, als er feststellte, dass die Kugel noch unbeschädigt war: kein Bruch, kein Riss, die Schockwelle hatte nicht einmal einen dunklen Fleck auf der Oberfläche hinterlassen. Nur ein drei Meter breites Loch im Boden mit schwarzen, rauchenden Rändern.

Colonel Marchand ging auf den Mann vom Minenräumkommando zu.

»Die von Ihnen gewählte Sprengkraft war nicht stark genug, Lieutenant.«

»Soll das ein Scherz sein, *mon colonel*? Das war genug Bleiazid, um einen Panzer zu zerstören oder eine Baracke dem Erdboden gleichzumachen. Ich glaube eher, dass dieses Ding da unglaublich stabil ist.«

»Versuchen Sie es noch einmal mit der dreifachen Dosis.«

»Aber ...«

»Das ist ein Befehl. Und beeilen Sie sich. Es wird bald dunkel.«

Dieses Mal entschied Lucho Herrero sich dafür, den Sprengsatz im Kreis rund um den Fuß der Kugel anzubringen. Er schloss mehrere Nebenzüandschnüre an die Hauptschnur an, die alle mit der Ladung, vier Presskörper aus Pentrit, dem stärksten Sprengstoff, zu je fünfhundert Gramm verbunden waren. Mehrere Male streifte er mit der Schulter oder dem Nacken an der weißen Oberfläche der Kugel entlang. Es tat nicht weh, aber ein leichter Schauer durchfuhr ihn. Wahrscheinlich war es der Gedanke daran, dass er in dem Moment ein unbekanntes Lebewesen berührte – einen verfluchten Außerirdischen! Er rollte die Schnur ab, versteckte sich hinter dem Felsen und zählte bis fünf, dann schrie er:

»Feuer!«

Er betätigte den Schalter und konnte deutlich vier Detonationen hören, die jeweils im Abstand von zwei Zehntel Sekunden aufeinander folgten. Er nahm auch die Hitze und den Geruch des Pentrits wahr, der sich durch die Druckwelle der Explosion ausbreitete. Mit den Augen suchte er den Himmel ab, sah aber nichts als schwarze Rauchspiralen. Sobald er sicher war, dass keine Splitter und kein Staub mehr vom Himmel regneten, wagte er sich aus seiner Deckung hervor. Die Kugel hatte sich nicht einen Millimeter bewegt. Sie schwebte über einem Krater mit über dreißig Meter im Durchmesser.

»Mit dieser Aktion hätte man ein siebenstöckiges Wohnhaus zum Einsturz bringen können.«

Colonel Marchand klopfte mechanisch den Staub von den

Ärmeln seines Kampfanzugs. Zwei weitere Soldaten hielten sich etwas im Hintergrund, sie schauten ernst und besorgt wie jemand, der mit einem Ereignis konfrontiert wird, das den gesunden Menschenverstand übersteigt.

»Wenn ich noch stärkeren Sprengstoff verwende, wird nur das Loch in der Erde größer«, fügte Lucho hinzu.

Der Colonel warf dem Lieutenant einen düsteren Blick zu.

»Ich informiere den Generalstab. Wir müssen auf jeden Fall herausfinden, womit wir es hier zu tun haben.« Er schüttelte müde den Kopf. »In der Zwischenzeit versuche ich dieser Frau zu erklären, dass wir vorerst keine Möglichkeit haben, ihren Sohn aus diesem Phänomen herauszuholen.«

## ÉLODIE

Völlig niedergeschlagen saß Élodie auf dem abgewetzten Sofa und schaute zerstreut eine Nachrichtensendung auf dem alten Plasmafernseher. Es war schon längst Nacht geworden, und dennoch hatten die Fernsehteams entlang der Sicherheitszone ihre Ausrüstung noch nicht wieder zusammengepackt. Mehrere Journalisten hatten versucht, sich gewaltsam in ihr Haus zu drängen, um sie zu interviewen. Da sie sich weigerte, mit ihnen zu reden – sie hatte überhaupt keine Lust, dass ihre Tränen und ihre wirren Antworten als Unterhaltung für Millionen Zuschauer dienten –, wachten zwei Gendarmen ununterbrochen am Gartentor über ihre Privatsphäre.

Die Explosionen hatten der Kugel nicht einen Kratzer zugefügt. Dennoch hatte der Sprengmeister, ein Mann mit einem kantigen Gesicht und hellen, fast komplett weißen Augen, versichert, dass die Menge Sprengstoff für ein siebenstöckiges Gebäude gereicht hätte.

Seit zwei Tagen wurde Élodie von den widersprüchlichsten Gefühlen hin- und hergerissen. Wenn die Kugel unbeschädigt geblieben war, dann hatte die Schockwelle nichts in ihrem Inneren zerstört, Léo war also verschont geblie-

ben. Sie war erleichtert deswegen, aber gleichzeitig auch enttäuscht. Die Zweifel wurden unerträglich. Sie hatte das dringende Bedürfnis nach Gewissheit. Hätte sie die Wahl gehabt, sie hätte lieber den Leichnam ihres Sohnes in den Armen gehalten, als noch länger mit dieser quälenden Ungewissheit zu leben. Zwar schob sie diesen Gedanken jedes Mal mit aller Kraft beiseite, aber er tauchte immer wieder in ihrem vernebelten Kopf auf. Sie hatte nicht einmal mehr die Energie, das Mantra zu wiederholen, dass noch Hoffnung bestand, solange Léo nicht gefunden worden war. Sie fühlte sich wie eine Rabenmutter und fand sich schlichtweg schrecklich. Tränen flossen ihr unentwegt aus den Augen, sie kamen ihr wie Säure vor. Fast wunderte sie sich darüber, dass sich in ihrem Inneren so viel Flüssigkeit verbarg. Sie nahm die Telefonanrufe ihrer Mutter und ihrer Schwester, deren Namen regelmäßig auf dem Display ihres Handys angezeigt wurden, nicht entgegen. Sie hätte gern mit ihrem Vater gesprochen, aber er war vor fünf Jahren an Krebs gestorben.

Aymeric, Léos Vater, hatte nicht versucht, sie zu erreichen. Er war – wie immer – vollkommen abwesend. Als Élodie im fünften Monat schwanger war, hatte er sich aus dem Staub gemacht und war erst fünfzehn Monate nach der Geburt wieder aufgetaucht. Nachdem er die Vaterschaft widerwillig anerkannt hatte, war er nur noch ab und an zu Besuch gekommen, wobei er so heikle Themen wie Unterhaltszahlungen oder die lästige Pflicht der Betreuung am Wochenende oder während der Ferien tunlichst vermied.

Der Arzt aus dem Nachbarstädtchen hatte Élodie für die nächsten zwei Wochen krankgeschrieben und ihr eine Viel-

zahl an Schlafmitteln und Antidepressiva verordnet. Die große Versicherungsgesellschaft, für die sie arbeitete, nahm ihr dieses Fehlen in der Arbeit, das einem erzwungenen Urlaub gleichkam, offenbar sehr übel. Sie würde noch länger warten müssen, bis sie sich um die Stelle als Bereichsspezialistin bewerben konnte, für die sie sich schon seit zwei Jahren interessierte. Aber sie piffte auf den Posten. Der dünne Faden, der sie noch mit ihrem früheren Leben verband, war kurz davor, abzureißen – war bereits zerrissen, davon war sie tief in ihrem Inneren überzeugt.

Ein Bild im Fernsehen erregte ihre Aufmerksamkeit. Eine weiße, runde Form. Zuerst dachte sie, dass es sich um eine der zahlreichen Reportagen über die Kugel auf dem Feld direkt gegenüber von ihrem Haus handelte, aber die karge, rötliche Landschaft war charakteristisch für eine Wüste. Élodie richtete sich auf und verfolgte aufmerksam die Ausführungen der Moderatorin.

»... am Rande von Karakum in Turkmenistan ist die gleiche mysteriöse, runde, weiße Form aufgetaucht wie im Département Deux-Sèvres in Frankreich ...«

Das dunkle Gesicht einer Frau, die ein buntes Kopftuch trug, wurde in einer Ecke des Bildschirms eingeblendet. Sie stieß einen Schwall abgehackter Worte aus, die von Weinen und Schluchzen unterbrochen wurden. Élodie musste nicht auf die Übersetzung warten, um zu verstehen, dass diese Frau das Gleiche erlebt hatte wie sie. Sie spürte ihren Schmerz ganz tief in sich drin, als ob ihr gemeinsames Unglück über Tausende Kilometer hinweg ein untrennbares Band zwischen ihnen beiden gesponnen hätte.

»Adelia Daglar behauptet, dass die Kugel eines ihrer Kin-

der, das etwas älter als drei Jahre ist, verschluckt hat. Was sie sagt, unterstreicht die Aussagen von Élodie Mangin. Die junge Frau aus Nueil-les-Aubiers hatte den Behörden gegenüber angegeben, dass die Kugel, die sich direkt vor ihrem Haus befindet, ihren Sohn Léo, drei Jahre und fünf Monate alt, gefangen habe. Diese Version hatte der Ermittlungsrichter öffentlich angezweifelt ...«

Élodie musste wieder an den Richter denken, einen dünnen, barschen Mann, der die Ermittlungen über das Verschwinden des Kindes leitete. Er stand noch ganz am Anfang seines Berufslebens, hielt Élodie für die Schuldige und verzog bei jeder ihrer Erklärungen misstrauisch das Gesicht. Sie hatte ihre Fingernägel tief in die Handinnenseite drücken müssen, um ihm nicht das Gesicht zu zerkratzen.

»Die turkmenischen Behörden haben mit allen Mitteln versucht, das Kind zu befreien, aber wie in Frankreich konnte die Kugel mit keiner der angewandten Methoden geöffnet werden ...«

Das Gesicht eines grauhaarigen Mannes verdrängte die turkmenische Frau in der Ecke des Bildschirms.

»Professor Ariel Dahan, ein erfahrener Biologe, hat sich bereit erklärt, unsere Fragen zu beantworten. Herr Professor, haben wir es Ihrer Meinung nach mit einer unbekanntem Lebensform zu tun?«

Der Biologieprofessor kniff die Lippen zusammen und schwieg eine ganze Zeit lang.

»Unbekannt, ja. Aber ich meine, Ihrem Tonfall die Frage entnehmen zu können, ob es sich dabei um außerirdisches Leben handelt. Bis jetzt haben wir keinen Beweis dafür, dass

das Phänomen nicht irdischen Ursprungs ist. Vielleicht haben wir es mit einer Mutation zu tun, die die verschiedensten Gründe haben kann: chemische, nukleare, biotechnologische, oder auch eine Kombination dieser drei Faktoren. Solange wir keine Möglichkeit haben, das zu analysieren, können wir das nicht mit Bestimmtheit sagen.«

»Die Augenzeugenberichte von zwei Frauen, die zwei sehr unterschiedlichen Kulturen und Regionen angehören, stimmen überein. Wie ist es möglich, dass ein Kind die Fähigkeit besitzt, ein vollkommen hermetisches Material zu durchdringen, das stabiler ist als eine Metallegierung?«

»Die menschliche Wahrnehmung sollte man mit Vorsicht betrachten. Diese Augenzeugenberichte haben keinerlei wissenschaftlichen Wert. Noch einmal, nur anhand einer detaillierten Analyse werden wir eine präzise Vorstellung von den Geschehnissen bekommen ...«

Élodie seufzte. Der Biologe vereinte alles in sich, was sie an Wissenschaftlern verabscheute: eine Selbstgefälligkeit, die an pure Arroganz grenzte. Früher hatte sie sich einmal für Quantenphysik interessiert. Sie hatte nicht alles verstanden, aber sie erinnerte sich, dass das Universum sich nicht auf ein mechanistisches Weltbild reduzieren ließ, dass man es nicht mit Gewissheit erklären konnte – eine Feststellung, die jeden Wissenschaftler, der diesen Namen verdiente, zur Bescheidenheit mahnen sollte. Die Moderatorin, die von ihrem Gesprächspartner offensichtlich aufsehenerregende oder wenigstens pikante Informationen erwartet hatte, verabschiedete den Mann mit ein paar trockenen Worten. Dann füllte die weiße Kugel wieder den gesamten Bildschirm. Die Tatsache, dass sie irgendwo auf der Welt

eine Leidensgefährtin hatte, gab Élodie einen Energieschub. Auch der Richter, der sie verdächtigte, ihren Sohn selbst getötet zu haben – seiner Ansicht nach verbarg sich hinter den meisten Vermisstenfällen ein Kindesmord – müsste jetzt seine Ermittlungsakte löschen und seinem eigenen Spiegelbild misstrauische Blicke zuwerfen.

In dieser Nacht konnte sie ebenso wenig schlafen wie in den vergangenen Nächten, obwohl sie furchtbar erschöpft war. Sie hatte den Eindruck, Töne wahrzunehmen – keine richtigen Töne, mehr Vibrationen, als ob ein Beben die Dunkelheit durchquerte. Sie schob die Bettdecke zurück, richtete sich auf und lehnte sich mit dem Rücken an ihr Kissen. Kein Geräusch durchbrach die nächtliche Stille, nur das Pfeifen des Windes und die Stimmen der zwei Gendarmen, die vor ihrem Haus Wache standen. Die Fernsehteams hatten sich auf die umliegenden Hotels verteilt, die, bis auf den winzigen Gasthof im Nachbarort, alle mindestens zwanzig oder mehr Kilometer weit weg lagen.

Élodie stand auf und ging zum Fenster, das auf die Weide hinausging. Vorsichtig öffnete sie es einen Spalt und betrachtete die Kugel, die in circa hundert Meter Entfernung einen hellen Kreis auf dunklem Grund beschrieb. Élodie war fest davon überzeugt, dass die Schwingungen von dort kamen. Sie hätte nicht sagen können, ob sie angenehm oder schmerzhaft waren, wohltuend oder schädlich. Aber sie waren stark, daran bestand kein Zweifel, wie die elektromagnetischen Felder einer Hochspannungsleitung. Eine ganze Weile blieb sie so stehen und rührte sich nicht. Eine feuchte Windbö blies ihr ins Gesicht. Kurz versuchte sie einen Sinn in diesen nächtlichen Schwingungen zu erkennen, als wären

es Wörter und Sätze einer Sprache. Die Kälte drang durch den warmen Männerschlafanzug, Souvenir einer flüchtigen Liebelei, den sie oft trug, seit sie allein schlief. Die Scheinwerfer eines schnell vorbeifahrenden Autos durchbrachen die Dunkelheit und erhellten für einen kurzen Moment das Laub der Bäume. Das Fahrzeug wurde langsamer, sobald es vor der »Wiese mit der Kugel« ankam, fuhr den Zaun im Schrittempo entlang und verschwand dann in der Rechtskurve. Zweifelsohne ein Schaulustiger. Sie kamen zu jeder Tages- und Nachtzeit, manchmal legten sie mehrere Hundert Kilometer zurück, um für einige Sekunden einen raschen Blick auf das »Phänomen« zu erhaschen. Unter ihnen gab es wirklich komische Kauze, Männer mit irrem Blick, Erleuchtete aller Art, großspurige Prediger, merkwürdige Gestalten, die die seltsamsten Apparate mitbrachten. Sämtliche Verschwörungstheoretiker und sonstige Bekloppte, die durch das Fernsehen und die sozialen Netzwerke angelockt worden waren, schienen sich in diesem entlegenen, sonst so friedlichen – viel zu friedlichen – Winkel Frankreichs verabredet zu haben.

Élodie nahm keine Schwingungen mehr wahr, als wären sie von dem Motordröhnen verjagt worden. Sie schloss die Fensterläden und das Fenster, dann legte sie sich wieder ins Bett. Die endlosen Fragen, die sie mit allen Mitteln aus ihren Kopf verjagen wollte, quälten sie aufs Neue: Wo war Léo in diesem Augenblick? Wenn er noch am Leben war, was empfand er im Inneren der Kugel? Hatte er Angst? Hatte er Schmerzen? Weinte er? Rief er nach ihr? Welche Absichten verfolgte die Kugel? Hatte sie überhaupt irgendwelche Absichten, oder war sie nur ein Organismus, der sich ernähren

wollte? Warum war Léo auf die Kugel zugelaufen, als hätte er einen geheimnisvollen Ruf vernommen?

Obwohl sie absolut gegen Tabletten war, nahm sie schließlich doch das Schlafmittel ein, das der Arzt ihr verschrieben hatte. Ihre Verzweiflung rechtfertigte einen Treuebruch. Der Schluck Wasser konnte den bitteren Geschmack des Medikaments nicht vertreiben. Sie schloss die Augen und versank wenige Augenblicke später in einer Welt, in der es weder Farben noch Gedanken gab.

## CAMILLE

Der stechende Blick von Hayet Mehid bohrte sich direkt in Camilles Augen.

*Mist, dachte die junge Frau, das landet wieder auf meinem Schreibtisch.*

Sie bemühte sich, dem raubgierigen Blick der Chefredakteurin standzuhalten, ohne mit der Wimper zu zucken. Drei Monate arbeitete sie jetzt schon für die Zeitschrift *Femme(s)*, und solange sie keine Festanstellung ergattert hatte, hatte sie keine andere Wahl als die miesen Reportagen zu übernehmen, die ihre Kolleginnen nicht haben wollten. Mit vierundzwanzig Jahren hatte sie kein Recht auf gar nichts. Sie irrte zwischen den verschiedenen Rubriken hin und her, ganz den oft wechselnden, manchmal unausstehlichen Launen Hayet Mehids folgend. Camille sprang vom Kulturressort zur Werbereportage, von den Bildunterschriften zum Veranstaltungskalender, mit einer Geschmeidigkeit und Bereitwilligkeit, die an Selbstaufgabe grenzte. Eigentlich hatte sie nicht vor, gute Arbeit zu leisten und dennoch an Selbstvertrauen zu verlieren, aber die Zeiten waren hart für angehende Journalisten, ein Beruf mit äußerst schlechten Zukunftsaussichten. Camille musste sich glücklich schätzen,

dass sie unter dreißig Bewerbern ausgewählt worden war – nur zwei Monate nach ihrem Masterabschluss und sechs Monate, nachdem sie definitiv mit ihrer extrem schwierigen Familie gebrochen hatte.

»Camille, ich möchte, dass Sie sich um diese Geschichte mit der Kugel und den verschwundenen Kindern kümmern. Ich brauche Ihren Artikel in spätestens einer Woche. Nicht mehr als sechstausend Zeichen und keine Reisekostenerstattung. Behelfen Sie sich mit dem Internet, Skype, mit den sozialen Netzwerken, Telefon, einem Mietfahrrad oder gehen Sie zu Fuß. Kurz gesagt, nutzen Sie alles, was nichts kostet.«

Hayet Mehids Erklärung rief unterdrücktes Gelächter hervor. Camille stimmte mit einem Kopfnicken zu. Die mehr oder weniger wohlwollenden Blicke ihrer Kolleginnen an dem runden Konferenztisch wanderten von ihrer Stirn über die Wangen bis zu ihrem Mund. Einige von ihnen hatten bereits Sachbücher und Romane veröffentlicht, was ihnen verschiedene Privilegien einbrachte, wie zum Beispiel die freie Themenwahl und die Reisekostenerstattung. Auch Camille schrieb, aber kleine wie große Verlage hatten überraschend einstimmig die drei Manuskripte abgelehnt, die sie eingesandt hatte. Dennoch, ihre wenigen Freunde fanden ihren Stil sehr schön – aber sie musste noch lernen, das Urteil der Menschen zu hinterfragen, die vorgaben, sie zu mögen. Der Rest der Redaktionskonferenz verlor sich in dichtem Nebel, aus dem eine der weißen Kugeln auftauchte, die sie im Fernsehen gesehen hatte: die säuerliche Stimme von Constance de Vilarieux, eine ungefähr fünfzigjährige, ebenso magere wie autoritäre Redakteurin, das pausbäckige

Gesicht von Matteo, ihrem Freund, der seine Abende lieber mit Videospiele als mit ihr verbrachte, die vielen klirrenden Armbänder und das Parfüm von Hayet Mehid ...

Sie gab sich Mühe, sich wieder auf ihr Thema zu konzentrieren.

Die geheimnisvollen Kugeln.

Sie erinnerten sie an die Abenteuer von Tim und Struppi. Jede Geschichte über die Kugeln schien genauso naiv und unwahrscheinlich wie *Der geheimnisvolle Stern* und *Flug 714 nach Sydney* zu sein. Die sechstausend Zeichen, die ihr die Chefredakteurin bewilligt hatte, kamen ihr auf einmal sehr viel vor. Wie sollte sie vier ganze Seiten über ein Phänomen schreiben, über das niemand etwas wusste? Im Internet wimmelte es vor Theorien, eine haarsträubender als die andere. Die meisten waren vollkommen aus der Luft gegriffen, einige wiesen ganz gute Argumente auf, andere waren schlichtweg widerlich.

Claire Sorza, eine dunkelhaarige Vierzigjährige, rundlich und meist freundlich, sprach Camille nach der Redaktionskonferenz vor der Kaffeemaschine an. Sie hatte wie immer zu viel Lippenstift über ihre vollen Lippen geschmiert.

»Das ist deine Chance, diese Geschichte mit den Kugeln.«

»Du hast gut reden! Niemand kann irgendetwas darüber sagen.«

Claire zeigte auf ihre Kolleginnen, die überall hinter Glas-trennwänden an ihren Arbeitsplätzen saßen.

»Sie begreifen die Bedeutung dieser Geschichte nicht. Ich hingegen glaube, dass wir es hier mit einem wichtigen Ereignis zu tun haben, das unsere Sicht auf die Welt völlig verändern könnte.«

Camille versuchte, ihren mit heißem Kaffee gefüllten Plastikbecher in die Hand zu nehmen, ohne sich zu verbrennen.

»Nichts leichter als das! Warum hast du dich dann nicht freiwillig gemeldet? Warum schreibst du nicht diesen Artikel?«

Jetzt steckte Claire eine Euromünze in den Geldschlitz des Automaten und wählte ein Getränk aus.

»Keine Zeit. Ich muss dringend meinen Text über häusliche Gewalt abgeben, daran arbeite ich schon fast zwei Wochen.«

Camille sah, wie Claires hellbraune Augen finster blickten und schloss daraus, dass auch sie von einem Mann misshandelt worden war – vielleicht noch immer misshandelt wurde.

»Ein alter Hut, ich weiß«, fuhr Claire fort. »Leider hat sich die Situation nicht wirklich gebessert, daher braucht es von Zeit zu Zeit eine Auffrischung. Das Phänomen der Kugeln hingegen ist vollkommen neu. Weißt du, dass man inzwischen schon zwölf davon entdeckt hat, zwei in Nordamerika, eine in Südamerika, zwei in Südostasien, eine in der Mongolei, eine in Australien, zwei in Afrika, eine in Russland und zwei in Westeuropa?«

Camille hatte kaum einen Blick auf die Morgennachrichten geworfen. Mitten in der Nacht war Matteo sehr aufgekratzt nach Hause gekommen, hatte sie aufgeweckt und solange genervt, bis er bekam, was er wollte: einen Samenerguss in weniger als einer Minute, gefolgt von grässlichem Schnarchen nur eine Viertelstunde später. Das Ende vom Lied: Sie hatte mehr als zwei Stunden gebraucht, um wieder einzuschlafen und musste sich schrecklich beeilen, als sie am Morgen aufstand. Die Zeit hatte gerade gereicht, um

zu duschen und schnell einen Kaffee hinunterzustürzen, bevor sie zur Métrostation gerast war. Sie hatte sich endgültig entschieden, die Beziehung mit Matteo so schnell wie möglich zu beenden. Es war das zehnte Mal in den vergangenen sechs Monaten, dass sie an Trennung dachte. Jedes Mal, wenn ihr Zorn verraucht war, gestand sie ihm dann doch wieder mildernde Umstände zu und fand seinen Charme unwiderstehlich.

»Die Kugeln tauchen immer an sehr abgelegenen Orten auf, in der Wüste, im Gebirge, in der Heide, auf dem Land«, zählte Claire jetzt auf. »Niemand hat je gesehen, wie sie auf der Erde landen oder wie sie sich ausbreiten.«

»Du scheinst sehr gut informiert zu sein ...

»Ich weiß nicht mehr als das, was die Medien berichten.«

Die Journalistin nippte an ihrem heißen Kaffee, und eine rote Blume zeichnete sich am Becherrand ab.

»Du musst da herumschnüffeln, die Leute finden, die etwas zu erzählen haben, neue Infos ausgraben.«

Camille wartete noch einige Sekunden, bevor sie die Frage stellte, die ihr auf der Zunge lag.

»Warum erzählst du mir das alles?«

Claire schaute sie eindringlich über den Rand ihres Kaffeebechers hinweg an. Sie trug auch zu viel Lidschatten auf; benutzte generell zu viel Make-up, wahrscheinlich um ihre schlechte Haut zu kaschieren.

»Weil ich dich mag. Du bist jung, unverdorben, neugierig, im Gegensatz zu uns ...« Sie deutete noch einmal mit einer weit ausholenden Armbewegung auf ihre Kolleginnen in den verschiedenen Glaskästen. »Wir sind alle schon vierzig oder älter, wir haben Kinder, Liebhaber, Geliebte, Expart-

ner, Rechnungen. Wir sind gefangen in unseren Gewohnheiten, unseren Widersprüchen, unseren Verpflichtungen und unseren Problemen. Unser Blick auf die Welt ist der von alten Menschen, müde, lustlos, verbittert ... Unsere Frauensachen, ach was! Wie retten wir unsere Ehe, wie setze ich meine Rechte durch, wie vereinbare ich Beruf und Familie, wie kann ich abnehmen, wie kann ich mich mehr um mich kümmern, bla bla bla ... wir drehen uns im Kreis. Die Kugeln hingegen öffnen neue Türen.«

»Wie kannst du da so sicher sein? Wir wissen doch gar nichts über sie.«

Claire nahm einen Schluck Kaffee, der so bitter war, dass sie das Gesicht verzog. Camille stellte überrascht fest, dass sie die Kollegin schön fand, trotz ihrer überschüssigen Pfunde, trotz ihrer kreischend bunten Kleidung und ihres übertriebenen Make-ups.

»Genau das ist das Reizvolle daran: endlich mal ein Thema, über das wir nichts wissen! Terra incognita. Du eignest dich viel besser als wir dazu, das alles zu erforschen.«

»Die anderen sagen mir offen ins Gesicht, dass ich noch nicht genügend Erfahrung habe«, erwiderte Camille mit einem trotzigem Unterton in der Stimme.

Claire fegte ihren Einwand mit einer raschen Handbewegung fort.

»Erfahrung, das ist eine schwache Ausrede für den Mangel an Lust und Energie. Das ist einfach nur eine Möglichkeit, sich an sein Ressort zu klammern, an seine Krücken, seine Gewohnheiten. Kümmere dich nicht um das, was die anderen denken oder sagen, Camille! Gib Gas!«

Die Journalistin schenkte Camille ein warmes Lächeln



Pierre Bordage

## **Die Sphären**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-31848-9

Heyne

Erscheinungstermin: September 2017

Die "weißen Frauen" sind da ...

Als im Westen Frankreichs eines Tages eine seltsame weiße Sphäre auftaucht, ahnt noch niemand das Unheil. Doch die Sphäre übt einen Sog aus, dem Kinder nicht widerstehen können, und so verschluckt sie einen dreijährigen Jungen. Schon bald tauchen weitere solcher blasenartigen Strukturen auf und richten heillooses Chaos an. Und nur das Verschlucken der Kinder scheint ihr Wachstum zu bremsen ...



**Der Titel im Katalog**